Philos.
313

EX BIBLIOTHECA
CONVENTUS RATISBONENSIS
CARMELITARUM
DISCALCEATORUM.
N. 136.

We

S

eltweisen

zu

Sans-Souci.

1761.

D er
ſ
ſ
verdiene
ſen auc
ner ſei
fürſt
men C
man
ner an
habe
ſer B
treffe
einen

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Vorrede.

Derjenige, mit dem meine Feder
sich in diesen Blättern zu be-
schäftigen die Ehre haben wird,
dienet den Namen eines Weltwei-
aus mehr als einer Ursache. Ei-
seiner Ahnen, der ehrliche Chur-
rst **Johan** muste sich den Beyna-
en **Cicero** aufdringen lassen. Fragt
an warum, so heist es, wegen sei-
r angebohrnen Beredsamkeit. Ich
be aber kein ander Beispiel von die-
Beredsamkeit in der Geschichte an-
effen können, als daß er einmal mit
nem ziemlich starken Corps d'Armee

amkeit war in der That werth, daß nan ihm deswegen den Namen Ci= ero beylegte.

Es ist wahr, der Weltweise zu Sans = Souci hat seinen Herren Gegnern bisher solche Schlüsse in Fe= io vorgelegt, daß sie noch immer icht recht wissen, ob sie sich den Ma= orem oder Minorem beweisen lassen ollen. Diese seine bisher noch un= berwindliche Logik würde allein schon inlänglich seyn, den Namen eines Philosophen zu rechtfertigen, den nan ihm geben könte und bereits schon egeben hat. Dem ohnerachtet getraue h mich, zu beweisen, daß er ihn auch n derjenigen Bedeutung verdienet, in welcher man ihn gemeiniglich zu neh= nen pflegt; nur bitte ich mir dabey

aus

glyphische
mit eine
Perrüqu
und eine
theure
schleicht
sich selb
Philoso
Souci
dem S

Sa
sagte,
hatte:
Dies
dert
weib
soph;
kein
rensch

einer langen buchsbäumernen
rrûque, einer grossen Halskrause
einem armsdicken Stabe, wie die
ure Zeit auf den Gassen herum-
eicht, und mit niemand ausser mit
selbst zufrieden ist. Ein solcher
hilosoph ist der Weltweise zu Sans-
ouci freilich nicht, und Dank sey es
n Schicksal, daß er es nicht ist!

Salomo, der weise **Salomo**
gte, nachdem er von allem gekostet
tte: **Es ist eitel! es ist alles eitel!**
ies sagte er mitten unter dreyhun-
rt Weibern und siebenhundert Kebs-
eibern. **Salomo** war ein Philo-
ph; aber bey dem allen hatte er doch
in Dorf erobert, noch ein einiges Husa-
nscharmützel gewonnen. Der Welt-

tel! Es ist alles eitel! Dies sang er, nachdem er ganze Staaten erobert, so viele Schlachten gewonnen hatte und sich ringsumher von mächtigen Feinden umringt sahe, die er noch alle zu schlagen willens war. Wer ist wohl von beyden der gröste Philosoph?

Ohne meine Leser in der Entscheidung dieser Frage vorzugreifen, wil ich nur noch sagen, daß es mich wirklich recht sehr wundert, warum man nicht schon lange Tischreden von ihm herausgegeben hat. Seine Feinde sowohl als die Buchhändler haben sich seiner Lande, seiner Gedichte und seines Namens bisher überaus gut zu Nutze zu machen gewust; und bey dem allen ist noch niemand auf den Einfal gerathen, durch eine Ausgabe seiner

h um einige Stunden zu bringen,
ihr bey den jetzigen Kriegszeiten
ehin lang genug werden. Diese
chläßigkeit ist unverantwortlich.
e Tischreden des Philosophen zu
ns = Souci verdienten, meiner
einung nach, wohl eben so gut
amlet zu werden, als die Tischre=
i des Socrat, des Alphonsi und
thers.

Um indessen den Herrn Schriftstel=
n und Verlegern zu zeigen, wie ein
ches Werkgen ohngefehr eingerich=
werden könte, so will ich ihnen
er eine kleine Probe davon liefern.
ch bin eine geraume Zeitlang in der
Schule dieses Philosophen gewesen,
nd ich schmeichle mir an den bisher

e Schlacht bey Torgau ohne mich
ewis nicht gewonnen worden. Ich
ar aber bey dieser letztern ziemlich hi-
igen Disputation so unglücklich, daß
ner unsrer Opponenten mir einen so
ngezogenen Syllogismum entgegen
tzte, der mir ein lahmes Bein zuwe-
e brachte. Weil ich nun in der
Schule dieses grossen Dialectikers
ichts mehr Nutze bin, so habe ich
nich zur Ruhe begeben, und meine
inige Beschäftigung ist nunmehr,
eine witzigen Einfälle und scharfsin-
igen Denksprüche meiner Seele wie-
er vorzupredigen, die ich bisher we-
igstens durch die dritte Hand zu hö-
en Gelegenheit gehabt, Diese weni-
e Bogen sind eine Probe davon.

Weil

eben so wenig friedfertig denken,
die grossen Herren und Soldaten;
nus ich mich, ehe ich meinen Kram
lege, vorher noch eines Umstands
gen in Sicherheit setzen. Dieser
nstand ist der Titel Tischreden,
man um Gottes willen nicht nach
n Buchstaben nehmen mus, als
nn sie gerade alle bey der Tafel die-
Weltweisen zur Welt geboren
rden. In Luthers Tischreden
nmen Gespräche vor, die der ehr-
he Mann mit dem Teufel auf dem
trit geführet hat; und dennoch hat
r Herausgeber derselben kein Beden-
n getragen, ihnen den Namen der
ischreden beyzulegen. Man wird
er keine Gespräche auf dem Abtrit
ntreffen; aber um so viel eher hoffe

 ich,

Wenn diese Probe güt aufgenommen wird, so wird mich solches vielleicht aufmuntern, der Welt nicht nur mit einem Paar Folianten von dieser Art ein Compliment zu machen, sondern auch die Tischreden andrer Generalen zu samlen, die nunmehr seit fünf Jahren wider uns zu fechten die Ehre gehabt haben. Ich kan meine Leser zum voraus versichern, daß sie ungemein artig und erbaulich zu lesen seyn werden. B... 1761.

Tischreden

des

Weltweisen

zu

Sans-Souci.

D

auch nich
Werkgen
nicht das
schen. J
än, der
dieses W
Meister
haben n
oder ni
ret auc
Genug
schlosse
auf S
den au
Geschr
gen ü

Da mir in der Schule dieses Weltwei-
sen die Ordnung beynahe zur andern
Natur geworden ist: so wird man mir
nicht übel nehmen, wenn ich in diesem
rkgen die Zeitfolge zum Grunde lege, um
das hundertste in das tausendste zu mi-
. Ich fange daher mit demjenigen Kriege
der gleich nach der angetretenen Regierung
s Weltweisen der Welt zeigte, was für
isterstücke sie einmal von ihm zu gewarten
en würde. Ob dieser Krieg gerecht war,
nicht, das gehet mich nichts an, gehö-
auch in keine Samlung von Tischreden.
nug, sobald der König in Preussen be-
ossen hatte, zur Ausführung seiner Rechte
Schlesien die Waffen zu ergreifen, so wur-
auch die Anstalten dazu mit einer solchen
schwindigkeit gemacht, die alle Vorstellun-
übertraf und uns schon so oft vortheilhaft

gewe-

Scheitel mit Lorberkränzen schmücken solte. Man wolte in unsre Fahnen den Denkspruch setzen: Pro Deo & Patria. Allein der König strich Pro Deo weg, und sagte: „ man müste „ den Namen Gottes nicht so in die Streitig„ keiten der Menschen mischen. Der Krieg be„ treffe eine Provinz, nicht aber die Religion. “ Das Regiment Garde bekam bey dieser Gelegenheit statt der Fahne einen maßiven römischen Adler von Silber, der auf einem vergoldeten Stabe getragen wurde. Dieser Adler setzte die Preussen in die Nothwendigkeit, unüberwindlich zu seyn. Um aber auch in andern Stücken den alten Römern zu gleichen, hielt der König eine Anrede an seine Generale und Officiers, die so lautete:

" Meine Herren!

„ Ich betrachte euch nicht als meine Unter„ thanen, sondern als meine Freunde. Die „ brandenburgischen Truppen haben sich je„ derzeit durch ihre Tapferkeit hervorge„ than und bey verschiedenen Gelegenhei„ ten Proben ihres Muths abgeleget. Ich „ werde bey allen Unternehmungen mit zu„ gegen seyn. Ihr werdet vor meinen Au„ gen fechten, und ich will mehr wie ein Va„ ter

s der König in Schlesien einrückte, glaub-
ganze Welt, er wäre schon mit Frank-
einstimmig, aber die ganze Welt betrog
Der König gestand nachmals selbst, daß
el gewagt habe; allein er sahe zum vor-
daß Frankreich eine so schöne Gelegen-
das Haus Oesterreich zu schwächen, nicht
den Händen lassen würde. Indessen wu-
die französischen Ministers anfänglich
, wie sie mit dem Könige dran waren.
französische Gesandte zu Berlin, der
rquis von **Beauveau**, gab seine Ver-
nderung über die kriegerischen Bewegun-
der Preussen zu verstehen, und fragte,
sie wider Oesterreich oder Frankreich ge-
tet wären. Er bekam weiter nichts zur
twort, als: Je vais, je crois, jouer vo-
jeu; si les as me viennent nous parta-
rons. **Ich werde, wie ich glaube, euer**
piel spielen. Wenn ich die As bekom-
, so wollen wir theilen. Dies war der
nze Anfang einer damahls noch ziemlich
it entfernten Unterhandlung zwischen den
öfen zu Versailles und Berlin.

Die

sischen Händen. Hierauf erfolgte 1741 den 10ten April die Schlacht bey **Molwitz**, wo die preußischen Truppen sich mit ihren ersten Lorbern schmückten. Der König legte hier die deutlichsten Proben seiner persönlichen Herzhaftigkeit ab. Er war jederzeit in dem grösten Feuer gegenwärtig und rufte dem rechten Flügel, der anfänglich weichen wolte, zu mehrern Mahlen zu! **Ihr Brüder! Preussens Ehre! Eures Königes Leben!** Dieses hatte die gehofte Wirkung. Preussens Ehre und seines Königes Leben wurden an diesem Tage des Blutvergiessens gerochen. Der König befand sich anfänglich bey der Artillerie, auf welche die Oesterreicher ihre meisten und grösten Kanonen gerichtet hatten, um solche unbrauchbar zu machen. Als einmal ein paar Kugeln ihm so nahe kamen, daß er ganz mit Koth bespritzet wurde, sagte er mit dem ihm so eigenen kalten Blute zu einem Officier von der Artillerie: renvoyex ces boulets aux ennemis; je ne veux rien avoir à eux. **Schicket diese Kugeln wieder zum Feinde zurück. Ich mag nichts mit ihnen zu thun haben.**

Nach

ungeneigt dazu, er wolte aber Nieder-
ien behalten, und dazu wolte sich die Kö-
von Ungarn durchaus nicht verstehen.
e unglückliche Königin muste sogar aus
en flüchtig werden, und in Presburg Si-
heit suchen. Sie erklärte aber vor ihrer
eise ausdrücklich, daß sie lieber das äuß-
e über sich ergehen lassen, als in die Ab-
ung des geringsten Stücks von Schlesien
igen wolte. Diese Standhaftigkeit wurde
der ganzen Welt bewundert. Selbst
nig Friedrich sagte davon gegen einen Mi-
er, der seiner Vertraulichkeit gewürdiget
rde: " Ich sehe mit Bedauren die Unbe-
weglichkeit der Königin von Ungarn, und
ie Neigung ihres Ministerii. Aber ich
hmeichle mir, daß man meine Meynung
ür gerecht halten werde. Meine Gerecht-
ame sind dergestalt erwiesen, daß auch die
uvor am meisten dawider eingenommenen
Personen sie gegenwärtig nicht in Zweifel zie-
hen können. Ich habe nichts vergessen, um
den Vergleich zu erleichtern. Ich habe mei-
ne Anforderungen sehr gemässiget. Ich ha-
be gar in einer Inaction bleiben wollen, da

 " ich

„Recht die Schuld der übeln Folgen geben
„werde.“

Je unvermeidlicher der Untergang der Königin von Ungarn zu seyn schien, desto mehrern Muth bezeigte sie in den allergrösten Widerwärtigkeiten. Sie flohe aus Wien nach Presburg; hier versammlete sie die vier Stände, nahm ihren ältesten Prinz, der fast noch in der Wiege war auf den Armen, und redete die Ungarn folgendergestalt an; „Verlassen von meinen Freunden, verfolgt von meinen Feinden, angegriffen von meinen nächsten Verwandten, habe ich keine andere Zuflucht als zu eurer Treue, zu eurem Muth uud zu meiner Standhaftigkeit. In eure Hände werfe ich die Tochter und den Sohn eurer Könige, die von euch ihre Wohlfarth erwarten.“ Alle versammelten Ungarn geriethen hierüber in Wuth, zogen ihren Säbel und schryen: Moriamur pro Rege nostro Maria Theresia. Man muß wissen, daß sie ihrer Königin jederzeit den Titel eines Königs beylegen. Alle Anwesende vergossen Thränen, und die Königin allein hielt sie aus Standhaftigkeit zurück. Kurz vorher hatte sie an die Herzogin von Lothringen geschrieben:

Weil nun alle Hofnung zu einem Vergleich
chwand, so ließ sich der König inzwischen
Breßlau huldigen. Der 3te August war
u angesetzt, und der Text, worüber ge-
diget werden solte, war aus 1 Timoth.
p. 2. v. 1. und 2. genommen. Ich kan
ht umhin, bey dieser Gelegenheit einen
rkwürdigen Umstand mit anzuführen; ob
gleich in keine Samlung von Tischreden zu
hören scheinen möchte. In den breslaui-
en Zeitungen nemlich, waren diese Texte be-
nnt gemacht. Es war aber durch einen
ruckfehler das Punctum zwischen den bey-
n Ziffern 1 und 2 aus der angezogenen
stelle des Briefes an Timotheum weggelas-
, und folglich der 12te Vers daraus ge-
acht worden, welcher so lautet: **Einem
Weibe gestatte ich nicht, daß sie lehre,
uch nicht, daß sie des Mannes Herr sey,
ondern stille sey.** Dis machte anfänglich
n grosses Aufsehen, bis man es in den fol-
enden Zeitungen verbesserte. Diese Zeitun-
en wurden damals in der Druckerey der Je-
uiten gedruckt, die auch die Correctur davon
esorgten.

 Hierauf

welchem der König die Franzosen im Stiche
ies, und den breslauer Frieden mit der Kö-
igin eingieng. Frankreich hat über die soge-
annte Untreue des Königs damals, und noch
ach der Zeit, so viel geschryen, und die wah-
en Umstände dieser Begebenheit sind bisher
och so wenig bekant worden, daß ich nicht
mhin kan, solche etwas umständlicher zu er-
ählen; zumal da solche um mehr als einer
Irsache willen in eine Samlung von Tischre-
en gehören.

Der König, der, als er von dem Prinz
Carl angegriffen wurde, sich nicht stark ge-
ug zu seyn glaubte, der ganzen österreichi-
hen Armee Widerstand zu leisten, drung
inmal über das andere in die nicht weit davon
ehenden französischen Generale, sich mit ihm
 vereinigen, und ihm zu Hülfe zu kommen.
lber umsonst; die Marschälle von Broglio
nd Bellisle sahen es sehr gleichgültig an,
ie der König mit der ganzen österreichischen
lrmee im Gefechte war. Dis ist ausgemacht
nd kan nicht in Zweifel gezogen werden. Hier-
 kam noch ein Umstand, der nicht weniger
ewiß ist. Ein vornehmer österreichischer
)fficier wurde in dieser Schlacht tödlich ver-
wundet,

das gnädi
Officier
dem Kö
» selben
» legen,
» Maj
» hig
» zeug
» thun
» als
König
aber d
» Ma
» Cou
» die
» ein
» der
» des
» sic
» B
» zu
» ei
wa
un
Fr
ver
ni

n Könige: " Sire, warum kan ich Denen-
elben meine Erkentlichkeit nicht an den Tag
egen, für die Aufmerksamkeit, die Ew.
Majestät für mich bezeugen! Ich wolte ru-
hig sterben, wenn ich Sie nur vorher über-
zeugen könte, mit was für Alliirten Sie zu
thun haben. Ja, Sire, sie suchen nichts
als nur Ew. Majestät zu betrügen. " Der
önig wolte solches durchaus nicht glauben,
er der Officier fuhr fort: " Wenn es Ew.
Majestät erlauben wollen, so will ich einen
Courier nach Wien schicken, und ich hoffe,
die Königin werde sich nicht weigern, mir
einen aufgefangenen Brief anzuvertrauen,
den sie in Händen hat, und der ein Beweis
desjenigen ist, was ich Ew. Majestät ver-
sichere; indem darin dem Marschall von
Broglio ausdrücklich verboten wird, Ihnen
zu Hülfe zu kommen, oder Sie in irgend
einer Sache zu unterstützen. " Der König
war solches zufrieden; der Courier gieng ab,
und brachte den Brief im Original mit, der
Friedrich 2 die Augen völlig öfnete, und
verursachte, daß er sich von dieser Zeit an
nicht mehr auf Frankreich verlies.

glaubten, daß sich der König seinen Sieg
cht zu Nutze machen würde, geschahe gera-
e das Gegentheil. Friedrich blieb in sei-
em Lager unbeweglich, und als Prinz Carl
erauf auf die Franzosen losgieng, und dicht
eben dem preußischen Lager vorbey muste,
eß man ihn ruhig ziehen, ohne die gering-
e Bewegung dagegen zu machen. Dies
aechte den Broglio aufmerksam, er schrieb
n seinen Hof. Man hatte aber in Versail-
s nicht die geringste Achtung darauf, weil
an sich auf die Scharfsinnigkeit des Belle-
le zu sehr verließ. Und dieser glaubte nichts
eniger, als daß der König im Stande wä-
von der französischen Partie abzugehen.
r schrieb an den Cardinal Fleury, der Arg-
ohn des Marschalls von Broglio wäre
chst ungegründet; niemand wäre getreuer
gen Frankreich, als der König von Preus-
n. Dies Zutrauen war nach dem, was vor-
r gegangen war, ein wenig stark. Weil
er der König nicht die geringste Bewegung
achte, die bedrängten Franzosen in Böhmen
retten, so verfügte sich der Marschall von
elleisle in eigener Person in das preußi-
he Lager. Man kan sich leicht vorstellen,
ie erstaunt er muß geworden seyn, als er
von

n. Er hat neulich Ursache gefunden,
der Vereinigung mit mir zu entzie-
, und ich habe deren nunmehr mei-
Theils ganz unvermeidliche, welche
ht gestatten, zu ihm zu stossen. Das
staunen des Marschalls wurde noch grös-
, als er in dem Cabinet des Königs den
chingedachten aufgefangenen Brief des
rdinals von Fleury liegen sahe. Er er-
terte sich so darüber, daß er bey dem Her-
sgehen seine Perrüque in der Antichambre
f die Erde warf, sie mit Füssen trat, und
bey sagte: **Die verfluchte Müze** (er
eynte damit den Purpurhut des Cardinals)
uß uns doch immer Unglück bringen!

Hierauf währete es nicht lange, so ward
er zwischen Preussen und Oesterreich im Ju-
io geschlossene Friede ruchtbar. Der alte
Cardinal von Fleury hatte schon den 25.
Junius Nachricht davon erhalten. Er lies
ogleich die Staatssecretarios zusammen kom-
men, die damals der Marquis von Bre-
teuil, Herr Amelot, und der Graf von
Maurepas waren. Er ersuchte sie, sich

fieng. „Die noch so wohl überlegten Unternehmungen schlagen dennoch öfters durch Zufälle fehl, welche alle menschliche Klugheit nicht vorher sehen kan, und man muß auch die Hand des Allerhöchsten erkennen, welcher nach seinem Willen die Dinge auf der Welt, wie sie geschehen sollen, anordnet.“ Bey diesem Eingange fiel ihm der lerchristlichste König in die Rede, und sprach: Ihr habt allem Ansehen nach eine schlimme Zeitung anzubringen; worin besteht sie?“)er Cardinal antwortete: „Sire, es ist der Abtritt des Königs in Preussen.“ Der König versetzte darauf mit Heftigkeit: „Meine Armeen sind also verlohren. Nein Sire, antwortete der Cardinal, Ew. Majestät können versichert seyn, daß dero kluge Generals, die davon bey Zeiten benachrichtiget worden, für alles gesorgt haben werden, und es sind noch Mittel fürhanden, diesen Streich abzuwenden, der nur in Ansehung der Umstände empfindlich ist. Morgen wollen wir auf Mittel und Wege sinnen, die zu ergreifen sind.“

Inzwischen gerieth die französische Armee urch den Abtritt des Königs von Preussen in die

die Tractaten zwischen dem König und
Königin ihre Richtigkeit hatten, der Kö-
an alle seine Generals im Hauptquartier
Kuttenberg ein grosses Tractament gab,
bey dem ersten Trunke während der Ta-
ie Worte sprach: Meine Herren, ich
ündige euch, daß gleichwie ich nie-
s die Absicht gehabt, die Königin
Ungarn zu unterdrücken, ich den
lus gefasset, mich mit dieser Prinzes-
zu vergleichen, und die Vorschläge
unehmen, welche sie mir zur Gnug-
uung meiner gehabten Rechte gethan
t. Der König nahm hierauf das Glas
trunk es auf die Gesundheit der Königin
n Ungarn, und auf die glückliche Versöh-
ng mit ihr aus, worauf er auch die Ge-
ndheit des Grosherzogs von Toscana und
nes Bruders mit den Worten trank: Auf
e Gesundheit des tapfern Prinzen
arls! Und damit war der Friede ge-
lossen.

Um diese Zeit trug sich eine Begebenheit
, die zu drollig ist, als daß ich sie mit Stil-
hweigen übergehen könte. Während der

der Welt hatten, wurde ein Officier unter derselben mit heftigen Zahnschmerzen geplaget, daher er in ein benachbartes Städtgen gieng, sich von einem berühmten Wundarzt die schadhaften Zähne ausreissen zu lassen. Der preußische Officier stieg in einem Gasthof ab, und lies den Chirurgum dorthin holen. Bey seiner Ankunft fand er einen französischen Officier in der Stube sitzen, welcher sehr vornehm that, aber durch seine überaus schwarze Wäsche zeigete, daß das Wasser und die Seife in seinem Quartier ziemlich rar seyn müsse. Der preußische Officier kam sehr sauber und reinlich herein getreten. Dies gab dem Franzosen Gelegenheit zur Spötterey, zumal da das Mistrauen zwischen beyden Armeen bereits ziemlich algemein geworden war. Der Franzose machte sich mit dem Preussen dem Scheine nach bekant; sie trunken, weil der Wundarzt eine Zeitlang ausblieb, eine Bouteille Wein mit einander, wobey der Franzos die Gesundheit seines Königes ausbrachte, und dabey eine von seinen alten schmuzigten Manschetten abriß, und zum Fenster hinauswarf. Der Franzos fuhr fort, dem Preussen die Gesundheit seines Marschalls zuzubringen, und machte dabey der andern Manschette eben

den-

e nunmehr der preußische Officier: Re-
ge, Monsieur! Er brachte hierauf die Ge-
dheit seines Königs aus, und sagte dabey:
on aus! setzte sich auch sogleich hin, und
sich den schmerzhaften Zahn ausziehen.
r Franzos machte ein paar entsetzliche Au-
, als er sahe, daß es so hergieng. Es
f aber nichts; der Preusse drang auf Re-
nge, und der Franzose muste seinen Zahn
geben, ob er ihm gleich nicht schmerzte.
leich darauf brachte ihm der Preusse auch
Gesundheit des Prinzen Leopolds von An-
ltdessau, mit eben den erschrecklichen Wor-
n: Zahn aus! der schadhafte Zahn wurde
rausgerissen, und der Franzos muste aller
omplimente ohnerachtet wieder einen gesun-
n dagegen hergeben. Zu seinem Glücke
am er diesmal mit zwey Zähnen davon, weil
em Preussen nicht mehr als zwey schmerzhaft
aren.

Die französische Armee sahe inzwischen alle
Wetter des Unglücks über sich zusammen
chlagen. Der gröste Theil derselben hatte
Böhmen räumen müssen, bis auf ein Corps,
mit

lichsten Belagerungen ausstehen muste, die wohl nur jemahls eine Besatzung ausgehalten hat. Als der König von Frankreich die Nachricht von der ungemein bedenklichen Stellung des Marschalls erhielt, fieng er überlaut an zu lachen und sagte: „Wir wollen doch sehen, wie der Marschall von Broglio diesen Streich auspariren wird.“ Er parirte ihn nach Beschaffenheit der Umstände vortreflich aus. Der König von Preussen lies sich bey dieser Gelegenheit gegen den Herrn von Voltaire verlauten: Si le Maréchal de Broglie se tire de ce pas-là, il merite bien une Ode de votre façon. **Wenn sich der Marschall von Broglio hier herauswickelt, so verdienet er schon eine Ode von eurer Arbeit.**

König Friedrich sahe inzwischen gelassen zu, wie die übrigen im Krieg begriffenen Mächte alle Abwechselungen des Glücks erfuhren. Er hatte das beste Theil erwählet. Er hatte Schlesien bekommen und Frieden gemacht. Weil indessen die Bedrückungen, die Kaiser Carl 7 von seinen Feinden erdulden muste, auf das höchste stiegen, so konte der König den Unglücksfällen dieses Monarchens

diesem Einfal Nachricht erhielt, sagte
" Gott weis mein Recht, er wird mich
ohl beschützen, wie er bisher gethan hat. "
bekanter General lies sich zu gleicher Zeit
en die Königin verlauten: " Wir können
ey dermaligen Umständen freylich dem Kö-
ige in Preussen nicht verwehren, daß er
ich des Königreichs Böhmen bemeistere. Wie
ange er es aber behalten wird, das ist eine
ndere Frage. " Es scheint, als wenn diese
rophezeiung damals so ziemlich eingetrof-
. Die Eroberung von Prag war das
te, wodurch der König diesen Feldzug be-
nt machte, aber diese Stadt wurde auch so
ld wieder verloren, als sie war eingenom-
en worden. Hierauf folgte 1745 den 4.
unii der berümte Sieg bey Hohenfried-
erg. Wenig Tage vor der Schlacht schickte
r allerchristlichste König den Ritter de la
our an den preußischen Monarchen, ihm
ie Nachricht von dem Siege bey Fontenoy
überbringen. Nachdem er sich seines auf-
etragenen Geschäftes entlediget hatte, bat er
hn, ihm zu erlauben, daß er noch eine Zeit-
ang bey seiner Armee bleiben möchte. Sie
wol-

[illegible] ich will nur ein Zeuge von demjenigen seyn, was Ew. Majestät thun werden, Dero Feinde zu züchtigen und ihre Unterthanen zu vertheidigen.

Auf den Sieg bey Hohenfriedberg folgte der Sieg bey Sor den 30. September, und im November die Niederlage der Sachsen bey Groshennersdorf. Bey diesem letztern Vorfall muß man den Sachsen den Ruhm widerfahren lassen, daß sie mit vielem Muth und Entschlossenheit gefochten. Ein Beweis davon sind die eignen Worte des Königs, der in einer Relation von dieser Begebenheit ihnen das Lob gab: **Die Sachsen haben mit so vieler Tapferkeit gefochten, daß, wenn ihre treulose Alliirten ihnen beygestanden hätten, der Sieg noch zweifelhaft gewesen seyn würde.** Er zielte hiermit auf die Oesterreicher, die nicht weit davon standen, aber unbeweglich wie die Bildsäulen blieben, und nicht die geringste Bewegung machten, ausser daß sie hernach nach Böhmen flohen, welches sie mit einer solchen Geschwindigkeit thaten, als wenn sie Flügel hätten. Der König schrieb nach dieser

ie meinen Streich in der Lausitz aus-
führet. Volführet den eurigen in Leip-
, so hoffe ich euch in Dresden wieder
sehen. Kaum hatte der Fürst den Brief
alten, so machte er alle Anstalten, die säch-
hen um Leipzig stehende Truppen zu ver-
iben. Er verjagte sie von hier, und bahne-
sich den Weg zu der berümten Schlacht
Kesselsdorf.

Nach diesem blutigen Treffen hielt der Kö-
 als Sieger, aber als ein bescheidener
ieger, seinen Einzug in Dresden. Hier
zog er den Pallast des Fürsten Lubomirsky,
gegnete den Prinzeßinnen und Dames mit
ler Leutseligkeit, und legte den sächsischen
ruppen vieles Lob bey. Er wandte sich
erauf zu den Dames. Ich sehe wohl,
gte er, daß, so sehr sie sich auch stellen,
ich gern zu sehen, sie mich doch noch
eber weit von hier wünschen werden.
Meine Abreise hängt von dem Könige
 Polen ab; ich bin nach Sachsen ge-
ommen, den Frieden zu erbitten, und
an hat Krieg führen müssen. Ich wün-
sche

ges hat, ich aber weit entfernt bin, zu glauben, daß mein Glück dauerhaft seyn werde. Indessen wird man doch den Unterschied sehen, der zwischen meinen und den feindlichen Truppen ist; und ob ich gleich versichert bin, daß, wenn man in meine Staaten gekommen wäre, man alles mit Feuer und Schwerd verheeret haben würde: so werde ich dennoch den geringsten Exceß, den meine Truppen hier begehen solten, auf das härteste bestrafen lassen. Die Gräfin von Watzdorf wolte die Partey der sächsischen Truppen nehmen. Ich glaube wohl, Madame! unterbrach sie der König, daß an den Orten, wo sich der Herr Graf von Rutowsky befunden haben würde, dergleichen nicht vorgefallen wäre. Die Höflichkeit und edle Denkungsart dieses Generals ist mir zu gut bekant, als daß ich dergleichen Argwohn auf seine Kosten schöpfen solte. Würde er aber wohl, Madame! Herr über die Ulanen, Bosniaken und österreichische Truppen gewesen seyn? Urtheilen sie davon aus ihrer Aufführung in Baiern, Schlesien und Sachsen

selbst

rls waren noch in zu frischem Andenken, daß man sie so bald hätte vergessen kön-n. Der hierauf erfolgte Friede machte al-n diesen Bedrückungen ein Ende.

Schon vorher hatte das bisherige Misver-ändnis, welches zwischen den Höfen von Lon-n uud Berlin bisher geherrschet hatte, an-fangen, sich in eine glückliche Harmonie verwandeln. Da inzwischen die Regie-ungsart beyder Völker himmelweit un-rschieden ist, so ist es kein Wunder, daß uch ihre Denkungsart voneinander in vielen Stücken abweicht. Wenig Jahre vor dem lusbruch des gegenwärtigen Kriegs kam ei-er von denjenigen stolzen Engländern, die man Olde Britons nennet, auf seinen Reisen nach Berlin, und machte dem Könige seine Auf-wartung, der sich ein paar Minuten mit ihm nterredete. Der Monarch tadelte in dieser Unterredung die britannischen Gesetze, die ie Unterthanen berechtigen, die Waffen wi-er ihren Oberherrn zu ergreifen. Der Brit-e suchte die Verfassung seines Vaterlandes zu echtfertigen. O, versetzte der König, wenn

C ich

müthigkeit, bey ihrer Denckungsart würden Sie nicht einen Tag König von England bleiben.

Ich übergehe die Zeit, da König Friedrich von 1746 bis 1756 seine Unterthanen als ein Vater und Weltweiser im Frieden regierete, und zu Sans-Souci, diesem wirklich königlichen Lustschlosse, welches er sich nach seiner eigenen Erfindung bauen lassen, und es 1748 bezog, in den Armen der Ruhe sich mit den Wissenschaften vergnügte, die von den Königen nur zu oft verachtet werden. Die zehn Jahre des Friedens und der Glückseeligkeit sind für eine vollständigere Samlung von Tischreden aufbehalten. Ich will mich nur zu demjenigen Krieg verfügen, der die Völker Europens noch jetzt drücket, und worin König Friedrich die ihm eigenthümliche Standhaftigkeit und Gleichgültigkeit seiner Seele bey mehr als einer Gelegenheit blicken lassen.

Das erste, was in diesem Kriege vorging, war der Einfall der preußischen Trouppen in Sachsen und die Übernehmung der ganzen sächsischen Armee. Die ganze Welt weis, unter was für Umständen solches geschahe. Als

die

en ändern; aber es kam immer nichts anders
heraus, als man müsse sich ergeben. Das Resultat des zweyten Kriegsraths überbrachte der Generalmajor von Gersdorf in Gegenwart des Königs von Polen dem Premierminister von Brühl, von welchem es hierauf verlesen wurde. Der König brach in währenden Lesen zu verschiedenen Mahlen in die Worte aus: „Mein Gott, woran denken sie? Wollen sie dann meine Armee aufopfern, ohne einen einzigen Schus zu wagen? Die Generals werden grosse Ehre davon haben. Solten sie nicht denken, daß sie ihren guten Namen dadurch verlieren? Ist es wohl erlaubt, sich also aufzuführen Und warum wollen sie nicht meinen Befehlen gehorsamen? Fehlt es ihnen vielleicht an Muth zu fechten?“ Der General antwortete darauf: „Keinesweges, allergnädigster Herr, allein die Folgen davon wären gewesen, daß so viele brave Leute ihr Leben eingebüsset hätten, ohne Ew. Majestät den geringsten Vortheil dadurch zu verschaffen,“ „Was habe ich davon, versetzte der König, wenn sie sich samt der ganzen Armee zu Kriegsgefangenen ergeben? Es hätte uns mehr Ehre gebracht,

fort dieselben Entschuldigungen zu machen, und wendete unter andern den Mangel an Kriegsmunition vor, wodurch Se. Majestät um so viel mehr aufgebracht wurden, weil man sie immer versichert hatte, daß noch so viel Pulver da wäre, daß jeder Soldat 120 Schüsse thun könnte. Allein der General versicherte, daß nicht mehr als 60 Ladungen auf jeden Mann vorhanden wären. Der König antwortete hierauf, daß man seinem Befehl auf solche Art schlecht nachgelebt hätte, und daß bey dem allen 60 Patronen auf jeden Soldaten schon genug wären. Nach geendigter Verlesung erzählte der Generalmajor, daß gleich bey seiner Abreise der General Winterfeld angelanget sey, um mit dem Feldmarschall Rutowsky die Bedingungen zu verabreden. Mit der äussersten Verwunderung hörte der König diese Nachricht an, und gab endlich dem General Gersdorf Befehl, daß er den übrigen Generals sagen solte, wie Se. Majestät keinesweges entschlossen wäre, die geringste nachtheilige Bedingung einzugehen, und sie solten auch keine von ihm erwarten. Er solte ihnen also nur sagen, daß der König fest darauf bestünde, den Feind anzugreifen; daß er lieber sterben und zugleich mit ihnen

u thun, das Gewehr strecken sollte. Das nachfolgende Schicksal dieser Armee hat endlich gewiesen, ob dieser Plan thunlich gewesen wäre oder nicht.

König Friedrich durchwandelte inzwischen die dornigte Laufbahn mit aller ihm eignen Grösse der Seele. Zu **Loboschitz** und **Prag** erndeten seine Helden ganze Wälder von Lorbern ein. Aber der letzte Ort war es auch, wo sie einen ihrer würdigsten Helden verloren. **Schwerin** ris in dieser blutigen Schlacht einem Fähndrich die Fahne aus der Hand, und gieng mit solcher vor seinem Regiment her und munterte sie auf, die Ehre ihres Königs zu rächen. Kaum war er auf diese Art zwölf Schritte gegangen, als ihn ein Cartätschenschus zu Boden stürzte. Der General **Manteufel** nahm die Fahne und gab sie dem Fähndrich wieder, der aber auch den Augenblick getödtet wurde. Inzwischen folgte auf **Schwerins** Tod der Sieg. Der König gieng nach der Schlacht selbst auf den Platz, wo dieser würdige Greis noch in seinem Blute auf dem Bette der Ehren lag. Er betrachtete ihn schweigend, die Thränen stie-

Vater verlohren?

Nach der unglücklichen Schlacht bey Collin schrieb der königliche Philosoph an den Milord Marschall, Gouverneur von Neuschatel: Das Glück hat mir diesen Tag den Rücken zugekehret. Ich hätte mir dies vermuthen sollen. Es ist ein Frauenzimmer und ich bin nicht galant. Es erkläret sich für die Damen, die mit mir Krieg führen. In Wahrheit, ich mus mehr Infanterie haben. Das Glück, mein lieber Lord, flösset oft ein schädliches Zutrauen ein. Dreyundzwanzig Bataillons waren nicht hinlänglich, 60000. Mann aus einem vortheilhaften Posten zu treiben. Ein ander Mahl wollen wir unsre Sachen besser machen. Was sagen sie von diesem Bündnis, welches blos auf den Marggrafen von Brandenburg sein Absehen hat. Wie sehr würde der grosse Friedrich Wilhelm erstaunen, wenn er seinen Enkel mit den Russen, Oesterreichern, fast ganz Teutschland und hunderttausend Mann französischer Hülfstrouppen im Handgemenge sehen solte. Ich weis nicht, ob es mir ei-

ieser Monarch bey der Schlacht bey Lissa
n die Kaiserinkönigin eigenhändig ablies,
ruckt er sich von diesem ihm unglücklichen
Tage folgender Gestalt aus; = = und ohne
der Schlacht vom 18. Junius, wo mir
das Glück zuwider war, würde ich viel-
leicht Gelegenheit gehabt haben, Ihnen
meine Aufwartung zu machen; es kan
seyn, daß wider mein Natur Dero
Schönheit und Grosmuth den Sieger
überwunden, wir aber ein Mittel ge-
funden hätten, uns zu vergleichen. Das
heist die Schicksale seinem Witze zinsbar
machen.

Sich für die bey Collin empfundene Tü-
cke des Glücks wenigstens einigermassen
schadlos zu halten, ging König Friedrich
der vereinigten Reichs- und französischen Ar-
mee entgegen, die ihm zu keiner unglückli-
chern Zeit in den Wurf kommen konte. Sie
empfand bey Rosbach seinen Stab Wehe, und
ohnerachtet dieser Sieg der Preussen für jene
von ungemein nachtheiligen Folgen war, so
war er doch mit zu vielen theils lustigen theils

 ernst-

der König bald nach dem Übergang über die Saale den Tod des Tapfern Generals von Winterfeld, und zugleich den schwedischen Einfall in Pommern erfuhr, konte er nicht umhin, in die Worte auszubrechen: **Wider die Menge meiner Feinde werde ich schon noch Mittel finden können; aber ich werde wenig Winterfelds wieder antreffen.** Der König gieng darauf in Person nach Erfurt, und den 15ten Sept. mit dem Prinzen Henrich nach Gotha. Er fertigte sofort einen von seinen Officiers mit einem Compliment an den Herzog ab, und ließ Sr. Durchlaucht melden, daß er gern das Vergnügen geniessen wolte, mit ihm zu Mittage zu speisen. Dieser Officier traf eben zu der Zeit auf dem Friedenstein ein, als sich der Herzog zur Tafel setzen wolte. Einen Augenblick darauf erschien der König selbst, und sagte, indem er den Herzog umarmte: **Ich habe mit Fleiß den Augenblick erwählet, da ich glaubte, daß Ew. Durchlaucht an der Tafel seyn würden, um ohne Umstände empfangen zu werden, und die Mittagsmalzeit freundschaftlich mit ihnen einzunehmen.** So unvermuthet dieser Besuch kam, so groß war die Freude, die er erregte,

[n]ichts von den grossen schweren Thaten
[f]üren, die seine Seele nächstens zu verrichten
[w]illens war. Nachdem er sich von dem
[g]anzen gothaischen Hofe beurlaubet hatte, gieng
[er] wieder zu seiner Armee zurück. Hierauf
[er]folgte den 19ten das merckwürdige Schar-
[m]ützel bey Gotha. Der König muste hierauf
[v]erschiedener Umstände willen wieder bis Tor-
[g]au zurückgehen, um die Marck zu unterstü-
[t]zen, in welche inzwischen der General Had-
[d]ick eingedrungen war.

Auf der Durchreise durch Leipzig, welche den 15ten October geschahe, gönnete der König den Musen einen sehr günstigen Blick; wovon dessen Unterhaltung mit dem Prof. Gottschedt ein thätiger Beweis ist. Der König lies den deutschen Dichter an dem jetztgedachten Tage, Nachmittags um 3 Uhr, zu sich kommen, und unterredete sich mit ihm von vielerley Materien aus den schönen Wissenschaften, der Historie, den Sprachen und Uebersetzungen, und dis dauerte bis um halb 7 Uhr. Als unter andern auch von der Fähigkeit der deutschen Sprache im Ausdrucke sanfter Leidenschaften und zärtlicher Empfin-

schlug der König im Rousseau eine Ode auf, und versicherte dabey, daß es sehr schwer seyn würde, diese Ode mit gleicher Schönheit und Kürze deutsch zu geben. Der leibzigsche Professor erbott sich einen Versuch mit einer Strophe zu machen, und der König schlug ihm dazu folgende vor:

Sous un plus heurex auſpice
La Déeſſe des amours
Veut, qu'un nouveau ſacrifice
Lui conſacre vos beaux jours.
Deja le buches l'allume,
L' autel brille, l' encens fume,
La victime s' embellit,
L' amour même la conſume,
Le Myſtere s'accomplit.

Dem Monarchen das Vorurtheil von der Rauhigkeit unserer Muttersprache zu benemen, und ihn von ihrer edlen Einfalt und Stärke in dem Ausdruck der schönen Leidenschaften zu überführen, übersetzte der Prof. Gottschedt diese Ode folgendergestalt:

Mit ungleich glücklicherm Geschicke
Gebeut die Göttin zarter Pein
Ihr deine schönen Augenblicke

Zum

Das Opfer wird gedoppelt schon.
Durch Amors Gluth ist es verflogen,
Und das Geheimnis wird vollzogen.

Ich zweifle sehr, daß der deutsche Apol seinen Endzweck durch diese Uebersetzung bey dem Monarchen werde erreicht haben. Inzwischen schrieb er ihm doch mit der ihm eigenen Leutseligkeit folgende Antwort zurück: Je vous remercie de la Strophe de Rousseau. Je m' étonne, que vous i' aïez pu rendre en Allemand. Ich danke ihnen für die Strophe aus dem Rousseau. Ich erstaune, daß sie solche in das deutsche übersetzen können. Herr Gottschedt nahm diese Schmeicheley für Ernst auf, und that sich in den öffentlichen Blättern was rechts darauf zu gute. Ja er vergaß in einem Schreiben an den Herrn Regierungsrath Lichtwehr nicht, sorgfältig anzumercken, daß sich der König bey ihm auch nach seiner Freundin erkundiget habe.

Dem sey nun wie ihm wolle, so verfertigte der König bey dieser Gelegenheit das bekante Gedicht: Le Ciel en dispensant ses dons u. s. f.

den, daß Se. Majestät des andern Morgens früh um 7 Uhr von Leipzig abgehen würden. Um sich also für die bisher genosne Ehre zu bedanken, setzte selbiger folgende Zeilen auf, die er auch noch um halb zehn Uhr Abends überschickte:

Dem Cäsar dieser Zeit, im Siegen wie im Schreiben,
Ehrt längst das teutsche Musenchor;
Sein eigner Werth hebt ihn empor,
Wie könt ihr Pindus Ihm die Lorbern schuldig bleiben?
Monarch, den deines Vaters Knecht
Auch ungenant durch manches Lied erhoben,
Ist dir kein teutscher Reim zu schlecht,
So wird er dich gewis bey später Nachwelt loben.
Doch Helden pflanzen Lorberhaine:
Der Dichter blöde Hand bricht Zweige für ihr Haupt;
Dein siegreich Schwerdt ist längst umlaubt,
Und dein Bewundrer bleibt
der Deine

Gottschedt.

Man könte den Namen weglassen, und ich wolte wetten, es würde kein Kenner der Dichtkunst die handfeste Muse des Herrn Professors in diesen Zeilen verkennen. Der König verlies hierauf Leipzig und dessen Afterapol,

und

)ermal Befehl, Sr. Majestät aufzuwarten.
r gehorsamte, und der königliche Weltwei=
unterhielt sich eine ganze Stunde mit ihm
on den freyen Künsten und schönen Wissen=
haften; befahl ihm zugleich an, den folgen=
en Tag um eben diese Zeit wieder zu kom=
ien, und etwas von der Arbeit seiner Frau
nitzubringen. Herr **Gottschedt** erschien,
ind brachte eine Antwort auf das obenge=
)achte Sinngedichte des Königs mit, die der
Monarch vom Anfang bis zu Ende laut her.
as; ob sie gleich einen ganzen Bogen, com=
res gedruckt, stark ist. Schwerlich würde
ein östreichischer Wachtmeisterlieutenant
diese Gedult gehabt haben. Das Gespräch
fiel diesmal vornemlich auf die berühmtesten
französischen Tragödienschreiber, und dauerte
bis 8 Uhr, ohnerachtet die Armee denselben
Tag bey Leibzig angekommen war, und der
König während der Unterredung mehr als
einmal hinausging, die nöthigen Ordres zu
ertheilen. Die Lebhaftigkeit und Gegen=
wart des Geistes war bey diesem Monarchen
ausserordentlich, der bedenklichen Umstände
ohnerachtet, worin er sich damals befande.

Er

naueste zu bestimmen; er kante den Werth eines **Aristoteles**, **Descartes**, **Malebranche**, **Locke**, **Leibnitz** und **Wolf**, eines **Bünau**, **Bar** und **Mascow**, eines **Cicero**, **Mosheim**, **Reinbeck** und **Quandt**, eines **Virgil**, **Horaz**, **Corneille**, **Racine**, **Crebillon**, **Rousseau**, **Voltaire**, **Caniz** und **Pietsch**. Kurz, er sprach von den Wissenschaften als ein Meister. Zum Beschlus las er dem leipzigschen Gelehrten noch eine französische Uebersetzung der 29ten Ode des **Horaz** im 3ten Buche vor; worin sonderlich die vier letzten Strophen merkwürdig sind: Fortuna saeuo laeta negotio Ludum insolentem ludere pertinax u. s. f. Vielleicht ist dies eben dieselbe Ode, die in dem ersten Theil der poetischen **Wercke** dieses Monarchen unter der Aufschrift **an den Graf von Brühl** bekant ist. Die vier letzten Strophen des **Horaz** lauten daselbst so:

» Lerne das unbeständige und flatterhafte
» Glück kennen. Die treulose belustiget sich
» an den grausamsten Unglücksfällen; sie hin-
» tergehet den Weisen wie den Pöbel, und
» spielet trotzig mit der ganzen schwachen
» Welt. Heute verbreitet sie über mein
» Haupt alle ihre Gunstbezeugungen, und
» mor-

mir aufhören lassen, so soll ihr mein Herz für das gute danken, das sie mir erweisen wird. Will sie aber ihre Gunstbezeugungen an einem andern Ort austheilen; so gebe ich ihr ihre Geschenke ohne Verdrus, ohne Reue zurück. Voll von einer stärkern Tugend umarme ich die Armuth, wenn sie mir zum Heyrathsgut nur Ehre und Tugend mittbringt.

Bisher hatten die Musen einige gnädige Blicke von dem königlichen Weltweisen erhalten; nunmehr verlangte auch Mars sein Opfer. Wem ist wohl die Schlacht bey Rosbach unbekant? und die erfolgte acht Tage hernach, der 5. November. Das überlegene Genie des Königs schlug hier 70000. Franzosen und Reichstruppen mit ohngefehr 20000. Mann, mit eben der Leichtigkeit, mit welcher er wenig Tage zuvor von den Wissenschaften gesprochen und ein Sinngedichte verfertiget hatte. Die vereinigte Armee der Feinde war ihres Sieges so gewis und auf ihre Menge so stolz, daß ihre Feldherren auch höhnisch fragten: „ob man auch Ehre davon „hät-

Armee in einem Triangel einzuschliessen, ihr in die Flanque zu fallen, und mit gänzlicher Verhinderung der Retirade es dahin zu bringen, daß die preußische Armee niedergeschossen, oder der König in dieser Verlegenheit zu allem, was man ihm vorschreiben würde, gezwungen werde. Der Prinz von Soubise hatte so viel Vertrauen auf seine gerechte Sache, daß er auch wenige Stunden vor der Schlacht einen Courier nach Versailles schickte, und Sr. allerchristlichsten Majestät versichern lies, daß er bald die Ehre haben würde, den König von Preussen gefangen nach Paris zu liefern. Der Courier überbrachte diese Hofnung eben, da der Hof bey Tafel saß, und die Herzogin von Orleans konte nicht umhin, hierauf zur Antwort zu geben: **Das wäre mir lieb, so wüste ich doch, daß ich in meinem Leben einmal einen König zu sehen bekäme.** Man kan sich leicht einbilden, was nach diesem schönen Versprechen es für einen Eindruck an dem Hofe des allerchristlichsten Königs gemacht haben müsse, als wenig Tage darauf ein anderer Courier eintraf, und die Nachricht von der Niederlage der Franzosen überbrachte. Der

Prinz

" Ich schreibe Ew. Majestät in der grösten
" Verzweiflung. Dero Armee ist völlig ge-
" schlagen!

Der König begegnete inzwischen nach seinem erfochtenen Siege den gefangenen Officiers auf das leutseligste, und suchte ihnen ihr Schicksal zu erleichtern. Er sagte zu dem Marquis de Custine, indem er ihm seinen Degen wiedergab: Je ne puis pas m' accoutumer à regarder les François comme ennemis. **Ich kan mich noch immer nicht gewöhnen, die Franzosen für Feinde zu halten.** In einem Dorfe fand der König nach der Schlacht einen französischen Officier, der an den Kinderblattern krank lag, und sich sogleich zum Kriegsgefangenen unterwarf. Allein der König besaß zu viel Mitleiden und Grosmuth, als daß er ihn in diesen Umständen dafür erkennen solte. Er gab zur Antwort: **Ich mache keine Gefangene, als vor der Spitze des Degens.** In Merseburg besuchte der Monarch den 9ten November die verwundeten Generals und Officiers, so auf dem dortigen Schlosse verpflegt

der auch hernach an seinen Wunden starb. Getrost, Herr Marquis! redete ihn der Monarch an, die heftigsten Schmerzen währen am kürzesten. "O, Sire! rufte hierauf der Marquis aus, "wie weit übertreffen sie den Alexander! Jener marterte seine Gefangenen zu Tode, aber Sie giessen Oel in ihre Wunden."

Weil ich mich hier in keine weitläuftige Beschreibung dieser Schlacht einlassen kan, so will ich statt deren die Nachricht mittheilen, die der wienerische Hof von dieser Begebenheit bekant machen lies, und in einer Samlung von Tischreden eine vorzügliche Stelle verdienet. "Der Prinz von Soubise, heist es daselbst, und der Prinz von Hildburghausen, griffen den König von Preussen den 5ten November tapfer an; aber die Nacht übereilte sie, ehe sie mit ihm fertig werden konten. Sie hielten also für gut, zurücke zu gehen, und thaten es auch ohne erheblichen Verlust und ohne verfolgt zu werden. Sie paßirten die Unstrut, und zogen sich durch Thüringen zurück, um die hinter ihnen liegenden Reichslande wider die gewaltsamen Einfälle dieses Königs zu

» de-

ſer Gelegenheit einer Prophezeiung zu gedenken, die nur alzuſehr eingetroffen iſt. Als die franzöſiſche Armee unter Anführung des Prinzen Soubiſe über den Rhein gieng, nahm ſie verſchiedene Schweizerregimenter mit, die aber ſehr ungerne wider die Deutſchen fechten wolten. Unter andern widerſetzte ſich der Oberſte Lochmann mit vieler Freimüthigkeit. Der Prinz von Soubiſe wurde ungehalten über den Oberſten und fragte ihn: „Wozu „ſind denn die Schweizer nütze?„ Der Oberſte verſetzte geſchwind: „Ihren Abzug zu „bedecken, gnädiger Herr! wenn ſie ſich etwa zurückziehen ſolten.„ Dieſe Weiſſagung ſtund dem Prinzen nicht an, und der Oberſte ward in Verhaft genommen.

Unter andern waren nach dieſer Schlacht auch zwey franzöſiſche Proviantofficiers von den preußiſchen Huſaren gefangen worden. Ihre Befreyung zu erhalten, überreichten ſie dem Könige folgendes Gedicht:

Deux François, Commis au Fourage,
Vous le ſavez, ſont Vos captifs,

Ah! plaise à Votre Majesté
De nous rendre la liberté,
Certes, Grand Roi, pour Votre Gloire,
De tels captifs sont des Zeros;
Mais en signant leur Demissoire,
Vous graverez dans leur Memoire,
Qu'en tout *Frederic* est un Heros.

" Zween französische Fourageschreiber sind, „wie Ew. Majestät wissen, dero Gefangene, „und haben von ihren allzugeschäftigen Husaren eine erschreckliche Plünderung erlitten. „Ach, möchte es Ew. Majestät gefallen, uns „die Freyheit wieder zu geben. Gewiß, grosser König; für dero Ruhm sind solche Gefangene nur Nullen; wenn sie aber ihre Erlassung unterzeichnen, so werden sie deren „Andenken einprägen, daß **Friedrich** in allem ein Held ist.

Der König gieng nach diesem Siege dem bedrängten Schlesien zu Hülfe. Unterweges kam eine Hiobspost nach der andern an. Zu Grossenhain vernahm er die Uebergabe der Festung Schweidnitz, zu Naumburg an der Queiß die verlohrne Schlacht bey Breslau, bald hernach den Rückzug der beverschen Armee

Eine dieser traurigen Nachrichten wäre schon allein im Stande gewesen, die gröste Standhaftigkeit zu ermüden. Nur König Friedrichs Seele ward dadurch nicht erschüttert. Sie strahlte wie eine helle Sonne durch alle trübe Wolken hindurch, machte Plane, und führte sie mit der grösten Gegenwart des Geistes aus. Er zog die wenigen Trümmern der beverschen Armee an sich, die von 20000 auf 6000 Mann geschmolzen war. Er führete seine Truppen wider die Feinde, und redete seinen Generalen zu, " jetzt ihren „ Muth und Eifer zu zeigen. Jetzt sey es „ Zeit, jetzt erforderte es die Noth, unerschro„ cken für das Vaterland zu fechten. " Es war keiner, der nicht verlangte, wider seinen Feind angeführet zu werden. Sie zeigten ihre Tapferkeit in der Schlacht bey Lissa den 5ten Decembr. wirklich, und eine **Wachtparade** von 36000 Mann schlug ein Heer von 80000, und nahm an die 40000 Mann nach und nach gefangen. Der König druckt sich von dieser Schlacht und ihren Folgen in einem Schreiben an die Kaiserin Königin so aus: **Sie hatten zwar einige Vortheile in**

ist mit des vielen dabey vergoßnen Bluts wegen noch erschrecklich. Ich habe mir meinen Vortheil zu Nutz gemacht, und Breslau wieder eingenommen, wobey ich eine Menge von Gefangenen, und noch dazu von rinem sehr hohen Range, gemacht habe. Bey Liegnitz habe ich gezeiget, daß ich kein solcher Tirann bin, für den man mich ausgiebt, und ich hoffe Schweidnitz auch wieder in meine Gewalt zu bekommen, so daß ich im Stande seyn werde, wieder in Böhmen und Mähren einzurücken.

Der König hielt sein Wort richtig; er eroberte Schweidnitz mit geringem Verlust, fiel in Mähren ein, und belagerte Olmütz. Diese Unternehmung ward auf das geheimeste geführet. Der König verbot gleich nach der Einrückung in Mähren allen Briefwechsel von Neuigkeiten auf sechs Wochen. Er selbst gab in seinen Briefen seinen Soldaten ein Beyspiel von der ihnen befohlnen Verschwiegenheit. Er schloß unter andern einen Brief an den Marquis d'Argens so: Ich wolte euch gern etwas neues schreiben, mein lieber Marquis; es ist aber auf das

schärf-

zu melden, zur Antwort: Christum lieb haben, ist besser denn alles wissen.

Jedermann weiß, was den König zur Aufhebung dieser Belagerung gezwungen. Seine Erblande erforderten seinen Beistand wider die Russen, die allenthalben traurige Fustapfen ihrer Gegenwart zurück liessen. Der König schlug sie bey Zorndorf, und rächete durch die Niederlage, die sie an diesem Tage erlitten, die Grausamkeit, die sie an der Stadt Küstrin ausgeübet hatten.

Von dieser Zeit an war das Kriegsglück abwechselnd, und die Göttin des Siegs schmeichelte bald unsren, bald unsrer Feinde Fahnen, bis um die Mitte des 1760ten Jahres, da sie uns gänzlich treulos zu werden schien. Gewiß vor der Schlacht bey Liegnitz sahe es mit uns und unsrer gerechten-Sache ziemlich bedenklich aus. Aber unsre Feinde hatten vergessen, daß wir in dergleichen Umständen gerade am unüberwindlichsten sind; Rosbach und Lissa hätten sie indeß daran erinnern sollen. In der Schlacht bey Liegnitz,

werden, fochten unsre Soldaten mit solchem Muth und mit solcher Gegenwart des Geistes, daß auch der König nicht umhin konte, seinen Gefallen darüber mit den Worten an den Tag zu legen: **Nun sehe ich einmal wieder die alten Preussen fechten.**

Damit indessen der Herr General **Daun** über die, seinem Herrn Collegen, dem Herrn General **Laudohn** erwiesene Gefälligkeit nicht eifersüchtig werden möchte, so befand es der König für gut, nicht lange hernach, bey **Torgau** auch ihn zu schlagen. Ein berühmter Dichter hat diesen Sieg durch eine **Ode an den Fabius** verewiget, die zu schön ist, als daß ich sie hier nicht mit einrücken solte.

Ode
an den Fabius,

Horat.

\- - Quæ juga Dauniæ
Non decolorauere cædes?

O Fabius, gereut dich nach drey Jahren
Dein glückliches Verziehn?
Wo waren deine Felsen? waren
Die Felsen nicht mehr steil für ihn?

Ver-

Und wie man bundsverwandte Nationen
Bequem zur Schlachtbank schickt,
Indessen man sein Heer zu schonen,
Von sichrer Höh weit um sich blickt?

Wer nimmt sich nun der Diener armer Staaten,
Der hohen Vassen an,
Und straft den stolzen Potentaten,
Der selbst regieren will und kan?

Wer rächt die Feldherrn, die nach Ehre dürsten,
Nach Beute lüstern sind,
An diesem wunderbaren Fürsten,
Der seine Schlachten selbst gewint?

Und, ach! wer rächt die Zunft der schönen Geister,
Nun du geschlagen bist,
An einem Könige, der Meister,
In allen ihren Künsten ist?

Weh deinem Pontifex, der stets die Laien
Mit Wundern hintergeht!
Er kan ja keinen Degen weihen,
Der wider Pallas Helm besteht.

ches bey Gelegenheit der Befreyung der Stadt Colberg zum Vorschein kam. Der Verfasser desselben hat eine Ewigkeit verdient, wenn er gleich nichts als diese Ode gemacht hätte. Warum haben die Oesterreicher nicht solche vortrefliche Helden, als die Preussen? - - Weil sie keine so schönen Dichter haben, deren unsterblichen Gesänge sie nach grossen Thaten lüstern machen. - - Oder warum haben die Oesterreicher keine so schönen Dichter als die Preussen? - - Weil sie keine so vortrefliche Helden zeugen, derer grosse Thaten sie begeistern und ihre Saitenstimmen. Hier ist das Gedicht.

Lied
Der Nymphe Persanteis *)
Colberg den 24. Sept.
1760.

Er siegt, mein Perseus siegt! - - Ihr Freudenzähren
Erstickt nicht meinen Lobgesang! - .
O Fluthen meines Stroms, erzählt in allen Meeren
Des Drachen Untergang.

Hier, wo der Belt mein Colberg zu verschonen,
Mit Dünen sein Gestad umziehet,

Saß

*) Der Fluß, woran Colberg liegt heißt die Persante.

„ Riphäus auf mich ausgespien,
„ Als ich verlassen von den Göttern, seine Beute,
„ Unwiederbringlich schien.“

Ich sangs; als ich urplötzlich einen Drachen
Aus blauer Tiefe steigen sah
Mit funfzig aufgerisnen, feuerspeinden Rachen:
Ohnmächtig lag ich da.

Mein Perseus flog in diesem Augenblicke
Herab von seiner Warte, schwang
Sein glorreich Eisen, hielt den Tod im Meer zurücke
Dreymahl neun Tage lang.

Ha, welche Flammenströme schos die Hyder
Nach seinem Leben? : : Endlich fand
Mein Flehn der Götter Ohr, und Waffen fielen nieder,
Da wo mein Gastfreund stand.

So bald ihm Plutons Helm das Haupt verhüllte,
Ihn Hermes Flügel trug, der Speer
Der schrecklichen Minerva seine Rechte füllte,
Stürzt er die Pest ins Meer.

Von meinen Lippen soll sein Lob erschallen;
Ich feyre dankbar meinen Held,
So lang in dieses Hafens Arme Segel wallen
Vom Ostwind aufgeschwellt.

Ihm

fliesset,
Kein Goldsand rollt hinein.

Und du, mein Barde, der du vor den Thoren,
Von deiner mütterlichen Stadt
Einst Lieder lalletest, wenn sie, die dich gebohren,
Noch deine Liebe hat:

So singe meinen Liebling, meinen Retter
In jene Laute, die du jüngst
Besaitet hast, in welche du den Kampf der Götter,
Mit den Titanen singst.

Der Sieg bey Torgau machte uns ruhige Quartiere und erhielt uns in dem Besitz von Sachsen. Beydes würden wir sonst wohl schwerlich gehabt haben. Der König hielt sich die gröste Zeit des Winters über in Leipzig auf und beschäftigte sich wiederum zuweilen mit den Musen. Nur war er in der Wahl ihrer Lieblinge diesmahl glücklicher, als vor der Schlacht bey Rosbach. Der Herr Professor Gellert hatte diesmahl die Ehre, sich mit ihm zu unterhalten. In der Mitte des Decembers lies ihn der König zu sich rufen und unterredete sich einmahl von 4 Uhr bis gegen 6 mit ihm von den schönen

Wis-

Das Gespräch war ohngefähr so:

Der König. Ist er der Professor Gellert?

Gellert. Ja, Ihro Majestät.

Der König. Der Englische Gesandte hat mir viel guts von ihm gesagt. Wo ist er her?

Gellert. Von Hänichen bey Freyberg.

Der König. Hat er nicht noch einen Bruder in Freyberg?

Gellert. Ja, Ihro Majestät.

Der König. Sage er mir doch, warum wir keine guten teutschen Schriftsteller haben?

Der Major Quintus Icilius. Ihro Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben, und den teutschen La Fontaine nennen.

Der König. Das ist viel. Hat er den La Fontaine gelesen?

Gellert. Ja, Ihro Majestät, aber nicht nachgeahmet. Ich bin ein Original.

Der König. Gut, das ist einer, aber warum haben wir denn nicht mehr gute Autores?

Gellert. Ihro Majestät sind einmal gegen die Teutschen eingenommen. —

Der

Gellert. Wenigſtens gegen die teutſchen Schriftſteller.

Der König. Das iſt wahr. Warum haben wir keine guten Geſchichtſchreiber?

Gellert. Es fehlet uns auch daran nicht. Wir haben einen Maſcov, einen Cramer, der den Boſſuet fortgeſetzet hat.

Der König. Wie iſt das möglich, daß ein Teutſcher den Boſſuet fortgeſetzet hat?

Gellert. Ja, und glücklich; einer von Ihro Majeſtät gelehrteſten Profeſſoren hat geſagt, daß er ihn mit eben der Beredſamkeit und mit mehrerer hiſtoriſchen Richtigkeit fortgeſetzt hat.

Der König. Hat es der Mann auch verſtanden?

Gellert. Die Welt glaubts.

Der König. Aber warum macht ſich keiner an den Tacitum, den ſolte man gut überſetzen?

Gellert. Tacitus iſt ſchwer zu überſetzen, und wir haben auch ſchlechte franzöſiſche Ueberſetzungen von ihm.

Der König. Da hat er recht.

Gellert. Und überhaupt laſſen ſich verſchiedene Urſachen angeben, warum die Teutſchen noch nicht in allen Arten guter Schrif-

ten

Teutschen. Vielleicht hat es ihnen auch an Augusten und Louis XIV gefehlet.

Der König. Er hat ja zwey Auguste in Sachsen gehabt.

Gellert. Wir haben auch in Sachsen einen guten Anfang gemacht.

Der König. Wie, will er denn einen August in ganz Teutschland haben?

Gellert. Das eben nicht; ich wünsche nur. daß ein jeder Herr in seinen Landen die guten Genies aufmunterte.

Der König. Ist er gar nicht aus Sachsen wegkommen?

Gellert. Ich bin einmal in Berlin gewesen.

Der König. Er solte reisen.

Gellert. Ihro Majestät, dazu fehlt mir Gesundheit und Vermögen.

Der König. Was hat er denn für eine Krankheit? etwa die gelehrte?

Gellert. Weil sie Ihro Majestät selbst so nennen, so mag sie so heissen, in meinem Munde würde es zu stolz geklungen haben.

Der König. Ich habe sie auch gehabt, ich will ihn curiren. Er mus sich Bewegung ma-

Gellert. Diese Cur möchte wohl eine neue Krankheit für mich seyn. Wenn das Pferd gesünder wäre, als ich, so würde ich solches nicht reiten können, und wäre es eben so krank, so würde ich auch nicht fort kommen.

Der König. So muß er fahren.

Gellert. Dazu fehlt mir das Vermögen.

Der König. Ja, das ist wohl wahr, das fehlet immer den Gelehrten in Deutschland. Es sind wohl jetzo böse Zeiten!

Gellert. Ja wohl, und wenn nur Ihro Majestät Deutschland den Frieden geben wolten.

Der König. Wie kan ich denn? hat er es denn nicht gehöret, es sind ja dreye wider mich.

Gellert. Ich bekümmere mich mehr um die alte als neue Geschichte.

Der König. Was meynet er, wer ist schöner in der Epope'e, Homer oder Virgil?

Gellert. Homer scheinet wohl den Vorzug zu verdienen, weil er das Original ist.

Der König. Aber Virgil ist viel polirter.

Gellert. Wir sind zu weit vom Homer entfernet, als daß wir von seiner Sprache und Sitten richtig genug solten urtheilen können, ich

Gelübde von den Urtheilen der Alten seyn.

Gellert. Das bin ich nicht. Ich folge ihnen nur alsdann, wenn ich wegen der Entfernung nicht selbst urtheilen kan.

Der Major Quintus Icilius. Er hat auch deutsche Briefe herausgegeben.

Der König. So, hat er denn auch wider den Stylum Curiae geschrieben?

Gellert. Ach ja! Ihro Majestät.

Der König. Aber warum wird das nicht anders? Es ist was verteufeltes, sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon.

Gellert. Wenn es Ihro Majestät nicht ändern können, so kan ich es noch weniger. Ich kan nur rathen, wo sie befehlen —

Der König. Kan er keine von seinen Fabeln auswendig?

Gellert. Ich zweifle. Mein Gedächtniß ist mir sehr ungetreu.

Der König. Besinne er sich, ich will unterdessen herum gehen — Nun hat er eine?

Gellert. Ja Ihro Majestät.

Ein Kluger Mahler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,

Der Kenner sagt ihm frey heraus,
Daß ihm das Bild nicht gantz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu seyn,
Weit minder Kunst verrathen solte.
Der Mahler wandte vieles ein:
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen,
Und kont ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein,
Und nahm das Bild in Augenschein.
O, rief er bey dem ersten Blicke.
Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
Ach welcher Fus! O wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht
Ist in dem Helm und in dem Schilde,
Und in der Rüstung angebracht!

Der Mahler wird beschämt gerühret.
Und sah den Kenner kläglich an.
Nun, sprach er, bin ich überführet;
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.
Der junge Geck war kaum hinaus,
So strich er seinen Kriegsgott aus.

Der König. Und die Moral?
Gellert. Gleich, Ihro Majestät!

Wenn

Der König. Das ist schön, recht schön; er hat so was galantes in seinem Wesen. Das verstehe ich alles. Da hat mir aber Gottschedt eine Uebersetzung der Iphigenia vorgelesen, ich habe das französische dabey gehabt, und kein Wort verstanden. Er hat mir noch einen Poeten den Pietsch gebracht, den habe ich weggeworfen.

Gellert. Den werfe ich auch weg, Ihro Majestät.

Der König. Nein, wenn ich hier bleibe, so muß er öfter wieder kommen, und seine Fabeln mitbringen, und mir daraus vorlesen.

Gellert. Ich weis nicht, ob ich ganz gut lese, ich habe einen so singenden gebürgischen Ton.

Der König. Ja, so wie die Schlesier: nein, er muß seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst ihre Anmuth — Nun komme er bald wieder.

Dies ist die Unterredung, die der Weltweise von Sans-Souci damals mit dem Fabeldichter Deutschlands hatte. Als er sich beurlaubet hatte, lies sich der König gegen den Major Quintus Icilius, der ihn vorgestellet

Gottscheden. Ja noch, den andern Tag bey der Tafel sagte der König von ihm: Er ist der vernünftigste unter allen deutschen Gelehrten.

Man erlaube mir, daß ich meine Tischreden mit diesem Gespräch beschliessen darf. Wie leicht wäre es nicht, solche bis auf etliche Alphabete anwachsen zu lassen. Denn jedes Wort aus dem Munde dieses Weltweisen ist werth, der Vergessenheit entrissen zu werden. Doch wie gesagt, diese Blätter solten nur eine Probe seyn, und dazu sind sie lang genug. Möchte nur der erzürnte Himmel Europa den Frieden wieder schencken! Könte Friedrich nur das Schwerd, das er gezwungen führet, wieder in seine Scheide stecken, und mit Sieg umkränzt zu Sans-Souci in den Armen der Ruhe die Lorbeerbäume des Apollo benetzen, und in dem Schoose der Weltweisheit die ganze Annehmlichkeit des Friedens fühlen! Doch Friedrich streidet für die Nachwelt. Um ihres Bestens Willen opfert er seine Ruhe, seine Bequemlichkeit, seine Kräfte grosmüthig auf; und ist die jetzige Welt gleich grossen Theils zu undankbar, es zu erkennen, oder zu blind es erkennen zu können, so wird die künftige gewis erkentlicher seyn. Die wird sein Bild

mit

„ Asche! Jahrhunderte von Jahrhunderten
„ werden dein Lob an allen vier Enden der Er-
„ de wiedertönen lassen.

Nur Seelen, die von Neid und Leidenschaft ganz durchdrungen sind, können König Friedrich für den Anstifter eines Kriegs halten, der Deutschland nun schon fünf Jahr mit blutigen Fußtapfen durchwandelt. Es gehöret nur eine mäßige Kentniß der Geschichte dazu, ihn von diesem verhaßten Vorwurf frey zu sprechen. Aber oft haben die Züge der Dichtkunst, eine lehrreiche Fabel, mehr Eindruck auf ein von Vorurtheilen umnebeltes Hertz, als die allerschärfste Demonstration. Komt her, ihr meine Zeitgenossen, die ihr so undankbar von dem philosophischen Held aus Sans-Souci urtheilet! komt her, leset und urtheilet!

Pruß und Thrax

eine Erzehlung.

Der weise Pruß und Thrax, ohnlängst erlauchte Feinde,
Die wurden nach dem Kampf durch Bund versöhnte Freunde.
Die Nachbarschaft zum Ueberfluß
Besiegelt diesen Friedensschluß:

hält,
Baut ruhig sein ererbt und sein erworbnes Feld,
Jedoch wie jener auch, den Degen an der Seiten;
Dies ist die Mode unsrer Zeiten;
Trax aber dreht und sträubet sich,
Die Reue quält ihn sichtbarlich.
Des vorgen eingedenck, noch furchtsam anzugreifen,
Begnügt er sich, heimlich den Pruß zu kneifen;
Verweilte Hülfe mehrt nur seine Ungedult.
Pruß hatte hier und da — Pruß hatt an allem Schuld.
Schon schärft Thrax öffentlich die Waffen,
Schon legt er sein Geschoß an Brust und Kinback an,
So, daß er seinen Feind recht auf das Korn gewann.
Hier steht Pruß auf, der noch nicht eingeschlafen,
Er greift ans Degenheft; halt, sagt er, guter Freund,
Zuviel, schon längst zuviel, sonst — oder ich werd müssen —
Thrax setzt die Büchse ab; "es ist nicht bös gemeynt,
Ich wolte, Ta — ra — ra, ich wolte Schwalben schiessen.
Doch kaum hat Pruß den Blick zur Seiten hingetragen,
Wird das Gewehr auf ihn von neuem angeschlagen.
Pruß sagt: "ey, was ist das? Das Wesen dult ich nicht,
„Auf mich im Anschlag fertig liegen?
„Gieb mir zum wenigsten, so laß ich mich begnügen,
„Ein Wort, ein Ehrenwort!" Die Antwort ist Ha, ha!
Zwey Schritte rückt ihm Pruß schon näher ins Gesicht,
Zwey aber in Gefahr aus Noth gewagte Schritte,
"Ein Wort, ein letztes Wort; sprich Nein, sprich oder Ja"
Die Antwort heißt hum, hum; "Ein Thor, wenn ich es litte,"
Ruft Pruß und eilt auf ihn mit blossem Degen hin;
"Ich wart nicht bis ich todt, bis ich verwundet bin."

Der

[illegible] steht, er thut den ersten Schritt,
Buchstäblich bringet dies das Wort Aggressor mit;
Thrax nicht, wir sahn es ja er ging nicht von der Stelle,
Doch mitten im Tumult erblickt ich einen Alten,
Dem Schein nach hätt ich ihn für Grotius gehalten;
Der schüttelt mit dem Kopf und zeiget mit der Hand,
Sein ewig Völkerrecht, wo er das Blat gefalten:
Schon steht er in dem Text*) noch schrieb er an den Rand:
Wenn Gut und Blut im Mittel stehen,
So gilt kein Wortspiel mehr, man muß auf Sachen
sehen.

Ode
an die preussische Armee.

Unüberwundnes Heer! mit dem Tod und Verderben
In Legionen Feinde dringt,
Um das der frohe Sieg die güldnen Flügel schwingt;
O Heer! bereit zum siegen oder sterben.

Sieh! Feinde deren Last die Hügel fast versinken,
Den Erdkreis beben macht,
Ziehn gegen dich, und drohn mit Qual und ewger Nacht;
Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trincken.

Der dürre schiele Neid treibt niederträchtge Schaaren
Aus West und Süd heraus.
Und Nordens Höhlen speyn, so wie des Osts, Barbaren
Und Ungeheur, dich zu verschlingen, aus.

So

*) Hugo Grotius sagt in seinem Natur- und Völckerrecht über Krieg und Frieden, B. 2. C. 1. § 2. Prima igitur caussa iusti belli est iniuria nondum facta, quae petit corpus aut rem,

Mit dem Furcht und der Todt in Städt und Dörfer fließt;
Das Wasser flieht das Land, und kocht auf heissem Grunde:

Verdopple deinen Muth, o Heer! der Feinde Fluthen
Hemmt Friedrich, und dein starcker Arm,
Und die Gerechtigkeit verjagt den tollen Schwarm;
Sie blitzt, durch dich auf ihn, und seine Rücken bluten

Die Luft wird deinen Ruhm zur späten Nachwelt wehen,
Die klugen Enkel ehren dich,
Ziehn dich den Römern vor, dem Cäsar Friederich.
Und Böhmens Felsen sind dir ewige Tropheen.

Nur schone, wie bisher im Lauf von grossen Thaten,
Den Landmann, der dein Feind nicht ist!
Hilf seiner Noth, wenn du dazu vermögend bist!
Das Rauben überlaß den Feigen und Croaten.

Ich seh! ich sehe schon! freut euch, o Preußens Freunde,
Die Tage seines Ruhms sich nahn.
In Ungewittern ziehn die Wilden stolz heran;
Doch Friedrich wincket dir, wo sind sie nun, die Feinde?

Du eilest ihnen nach, und drückst in schweren Eisen
Den Tod tief ihren Schedeln ein,
Und kehrst voll Ruhm zurück, die deinen zu erfreun,
Die jauchzend dich empfahn, und ihre Retter preisen.

Auch ich, ich werde noch, vergönn es mir, o Himmel!
Einher vor wenig Helden ziehn,
Ich seh dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn,
Und find Ehr oder Tod im rasenden Getümmel.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Friedrich

Tischreden des Weltweisen von Sans-Souci

[S.l.] 1761

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Philos.313
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11109157-1
VD18 10538062-004